Nr. 651. 37. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Dienstag, 22. Dezember 1908

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Schulandacht.

Die Mädchenschulreform ist glücklich ausgearbeitet, und die Töchterschule in Preußen kann beginnen, ein Institut zu sein, das, wie man das so nennt, auf der Zeiten Höhe steht. Es war für alle von vornherein klar, daß diese Reform nichts Ganzes sein konnte. Davor schützt uns das preußische Klassenparlament. Dafür haben wir Holle und Schwartzkopff. Dafür bürgt die Vorherrschaft derer, die nun einmal nicht davon lassen können, schon das Schulkind mit den kalten Augen ihres politischen Egoismus zu betrachten und im ewig Untertanenmäßigen den „nationalen" Endzweck aller Erziehung zu sehen.

Es ist der Nachteil aller halben Reformen, daß sie die ganzen Reformen in doppelt entfernte Zukunft rücken. „Wenig ist mehr als nichts." Es ist ja sicher nicht so wahr, wie es des Blocks Propheten heute als das Evangelium für Politiker von „Verantwortlichkeitsgefühl" in allen Gassen verkünden. Aber es sei drum. Eine kleine Mädchenschulreform war besser als keine. Nur daß der Geist, in dem des Landes Töchter fortan unterrichtet und unterwiesen werden sollen, an dieser Hälfte teilhaben kann!

„Reform der Mädchenschule an Haupt und Gliedern." Das war das unaufschiebbar dringliche Programm. Die Herren, die die jetzt veröffentlichten Ausführungsbestimmungen ausgearbeitet haben, schwören sicher darauf, daß ihnen ihr Werk trefflich gelungen ist. Aber es ist nichts. Es ist wieder nichts. Die Reform ist (auf ihren Geist betrachtet) keinen Pfifferling wert! Weshalb? Nun, man hat wissenschaftlich reformiert. Auch das Mädchen wird fortan Mathematik und so manches andere treiben, worum es den Bruder bisher beneiden mußte. Aber das ist selbstverständlich. Zu lange war es geschuldet, als daß es, so spät gegeben, noch besonderes Verdienst ist. Aber ist das, was sie Reform nennen, irgendwie innerlich gemeint? Nein. „Hier habt ihr die gewünschte Reform. Aber daß nur ja der Geist der alte bleibt!" Klarer, wie dies in den nun bekannt gegebenen Ausführungsbestimmungen zum Ausdruck gekommen, war es selbst in diesem Jahr, das von der Luftklappenaffäre bis zum Kaiserinterview so viel verblüffende Offenheit sah, nicht möglich.

„Die Abhaltung gemeinsamer Andachten und Schulgottesdienste an wenigstens zwei Wochentagen ist für den Geist und das Gesamtleben der Schule von größtem Werte und deshalb aufrechtzuerhalten und zu fördern." Die Bestimmung ist (ein schöner Akt unbewußter Selbstironie) als eine der Vorschriften über „äußere Einrichtungen" bezeichnet. Und in der Tat! Der, dem die Religion etwas Innerliches ist, wird sich hiergegen am heftigsten auflehnen. Schulgottesdienst! Wo ist ein Begriff, der weniger mit Religion zu tun hat? Wo eine Aeußerlichkeit, die für das junge Menschenkind weniger gefahrvoll wäre? Schulgottesdienst. Man sieht sich wieder als Kind. Wie man zur Schule kommt. Wie man bis zum letzten Augenblick seine Aufgaben überfliegt. Wie's läutet. Wie man („schnell!" „schnell!" kommandiert der Lehrer) zur Aula hinaufgeführt wird. Und während der Lehrer auf Befehl der hohen Behörde, dem Pfarrer ins Handwerk pfuschend, den Gottesdienst abhält, freut sich das Schulkind solchen Zeitgewinns und prüft sich, ob auch sein Memorierstoff für die kommende Unterrichtsstunde feststitzt.

Das ist Schulgottesdienst. Das kann er nur sein. Das Gebet und die Andacht auf Befehl geben nicht mehr her. Nicht bei Erwachsenen. Das weiß jeder, der als Soldat das „Helm ab zum Gebet!" und das Kommando „Fertig!" an sich erfuhr. Nicht bei Kindern. Kinder sind gegen sich selbst viel ehrlicher als Erwachsene. Und kritisch sind Kinder auch und kommen bald dahinter: „Jetzt predigen sie so, und in der Stunde reden sie oft ganz anders." Als etwas, das so nebenbei abgetan wird, weil gerade Mittwoch oder Sonnabend ist, lernt das Kind den Gottesdienst kennen.

Also die Mädchenschule ist reformiert. Die Mädchenschule wird fortan eine Wochenfiliale der Kirche sein. Der Lehrer oder die Lehrerin im Nebenamt Pfarrer. Die Aula oder die Schulstube für einige Minuten an bestimmt festgesetzten Tagen ein Tempel, dessen geweihte Räume die Kinder, wenn der Schuldiener dazu geläutet hat, zur Andacht stimmen.

Die Herren, die diese Bestimmung ausgearbeitet haben, sagen von sich: Wir sind diejenigen, die in der Zeiten Verderbnis das religiöse Prinzip vertreten. Es ist Selbstüberschätzung. Es ist Blindheit. Es ist Verständnislosigkeit. Gewiß, das Gemüt ist der Kinder bestes Teil. Nichts ist heiliger, nichts heischt liebevollere Rücksichtnahme als die Gottessehnsucht werdender Menschen. Aber hier mit Befehlen, hier mit Zwang zu kommen, das heißt mit groben Fingern nach Zartem fassen, das heißt dem tastenden Kinderglauben die Seele nehmen und dem Gebet des Kindes die Keuschheit.

Also der Religion ist mit dieser „äußeren Einrichtung" schlecht gedient. Die Kirche, soweit sie ehrlich ist, muß sie bekämpfen. Für die Entwickelung der Mädchen bedeutet sie eine Gefahr. Den Lehrenden wird sie zum Schaden der Kinder einen Teil ihrer Berufsfreudigkeit nehmen. Nur den Strebern winkt bequeme Betätigung ihrer Triebe. „Wenigstens zweimal." Also auch mehr, also auch täglich. Ganz wie der Direktor oder die Frau Direktorin zufällig veranlagt ist. Die Zahl der Gottesdienste ist (im Rahmen des Kalenders) Privatsache des Schulleiters. Die Lehrerinnen, die zur Predigt kommandiert werden, geht es nichts an. Die Eltern erst recht nichts. Nur der Schulvorstand. Ist er so, wird viel Kirche abgehalten. Ist er anders, weniger. Die Strebsamen haben freie Bahn ... Die preußische Mädchenschule ist reformiert.

Illo.

Graf Bernstorff über die deutsch-amerikanischen Beziehungen.

(Telegramm.)

New-York, 22. Dezember. (W. T. B.)

Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff gab bei seiner Ankunft amerikanischen Pressevertretern gegenüber Erklärungen ab, die in Uebersetzung folgendermaßen lauten:

„Dank dem Vertrauen des Kaisers und der kaiserlichen Regierung bin ich mit der schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe betraut, die Nachfolge des Freiherrn Speck v. Sternburg anzutreten, der mein Vaterland so gut in Amerika vertreten hat und zugleich das Glück hatte, das Vertrauen der Regierung und des Volkes der Vereinigten Staaten zu gewinnen. Nicht ohne Bedenken kann ich als Nachfolger des Freiherrn v. Sternburg die von ihm erfolgreich getane Arbeit übernehmen. Obwohl ich daher mit einem gewissen Zögern ans Werk gehe, so empfinde ich doch das außerordentliche Vertrauen, das mir bewiesen worden ist, und ich sehe einen klaren Weg vor mir infolge der freundlichen Gesinnungen, die zwischen unseren Regierungen und Völkern bestehen. Ich habe den innigen Wunsch, diese freundlichen Beziehungen zu fördern, und ich weiß keinen anderen Weg dazu, als Offenheit und vollkommene Aufrichtigkeit. Solange ich in Washington bin, wird es hinsichtlich unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten kein Geheimnis über die deutschen Absichten geben. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mit dem größten Vergnügen und Interesse das Land betrete. Mein Aufenthalt in Amerika wird mir die Gelegenheit bieten, den erstaunlichen Fortschritt des amerikanischen Volkes in jedem Zweige des öffentlichen Lebens genau zu verfolgen, einen Fortschritt, der die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zieht. Man ist in Deutschland überzeugt davon, daß Regierung und Volk der Vereinigten Staaten sich ihr eigenes, sachliches und unvoreingenommenes Urteil über die europäischen Vorgänge bilden, und wir können uns solchem Urteil wohl anvertrauen. So können sich erfreulicherweise die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland vermöge gemeinsamer Ideale und des „fair play" auf dem politischen Gebiete entwickeln. Mir ist die Aufgabe gestellt, dafür zu sorgen, daß dies so bleiben möge; auf Grund meiner Instruktionen und meines eigenen guten Willens hoffe ich, sie zu erfüllen."

Das neue Postabkommen, fügte der Botschafter hinzu, ist in Deutschland mit großer Genugtuung begrüßt worden, und wir hoffen, daß es zur Verstärkung des freundschaftlichen Verkehrs zwischen den beiden Völkern dienen wird.

Deutschland und Frankreich.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L. Paris, 22. Dezember.

Der T. W.-Artikel „Im Nebel" in der Montagsnummer des „Berliner Tageblatts" gibt heute dem „Temps" zu zwei Artikeln Anlaß. In einem Telegramm aus Berlin wird der Artikel „Im Nebel" ausführlich zitiert, wobei der Korrespondent zu dem Schlusse kommt, daß auch der Verfasser durch das wachsende Mißtrauen gegen England sich beherrschen lasse.

Im Leitartikel nimmt dann der diplomatische Mitarbeiter des „Temps" zu einer längeren Auseinandersetzung das Wort, die er nach dem in dem Tageblatt-Artikel gebrauchten literarischen Vergleich „Alceste oder Philinte" betitelt. Wir lassen die Komplimente fort, mit denen der „Temps" liebenswürdigerweise den Verfasser bedenkt, und geben lediglich eine kurze Analyse des für das Sachliche der Frage interessierenden Inhalts. Der Verf. hat der Presse geraten, in Streitfällen, wie sie jetzt allzu häufig entstehen, lieber das skeptische Phlegma Philintes, als die verärgerte Stimmung Alcestes sich zu eigen zu machen. Aus den Berichten der übrigen Zeitungen ging hervor, daß er diesen Rat ebenso an die deutsche wie an die französische Presse richtet. Der „Temps" übersieht das erste und fragt, als ob der „Temps" allein gemeint sei: „Wenn wir die deutschen Provokationen mit dem Skeptizismus Philintes betrachten sollen, so käme es doch wohl zuerst darauf an, ob die deutsche Politik auch die Grazie Célimènes besitzt."

In der Frage liegt schon die Antwort, die natürlich verneinend lautet: „Seit vier Jahren ist nach dem „Temps" der „Temps" verpflichtet, in jedem Monat, in jeder Woche fast, Sophismen, Unterstellungen, Erfindungen deutscher Zeitungen zurückzuweisen oder die Manöver der deutschen Regierung zu bekämpfen. Vier Jahre bald streite unter einem schwachen Vorwande, dem der niemals von Frankreich bedrohten Handelsfreiheit in Marokko, deutsche Feindseligkeit gegen französische Diplomatie. Vier Jahre

Aus den Konzerten.

Von **Dr. Leopold Schmidt.** [Nachdruck verboten.]

Das letzte Symphoniekonzert vor Weihnachten ist für die Königliche Kapelle immer ein Anlaß, des Geburtstages Beethovens zu gedenken. Nehmen wir an: aus Gefühlen der Pietät. So fühlten auch diesmal ausschließlich Beethovensche Werke das Programm, dem Richard Strauß trotzdem einen aparten Charakter zu geben wußte. Er hielt sich an die immerhin am seltensten aufgeführte Symphonie in B und an die Bühnenmusiken zu „König Stephan" und „Die Ruinen von Athen", aus denen höchstens der geniale „Türkische Marsch" Popularität erlangt hat. Er wurde denn auch zur Wiederholung verlangt. In der Tat ist er als eines der frühesten Beispiele moderner Instrumentaleffekte geschichtlich wie musikalisch gleich interessant. Apart war vielfach auch die Darstellung der Werke, der Strauß seine ganze Jugendlichkeit einflößte, und die er doch mit bewußtem Kunstverstand modelte und beherrschte. Ausgezeichnet wirkte die synthetische Fassung des ersten Symphoniesatzes; das Finale eilte vielleicht bei aller Eleganz um wenig zu stürmisch dahin, wenn es selbst einem Bläser von der Virtuosität unserer Kammermusiker bei der berühmten Fagottstelle den Atem raubte. Gräßlich prosaisch klangen wie immer die Pauken. Das ist ein Unglück für diese Abende. — Am Beethovenfeiertage darf ausnahmsweise der Solist mit der symphonischen Musik in Wettbewerb treten. Die Wahl, die auf Professor Bernhard Dessau gefallen war, konnte nur Billigung finden. Ein echter Hüter der Joachimschen Tradition, trug Dessau das Violinkonzert mit vornehmem, schlackenfreien Ton, technisch musterhaft und mit jener inneren Wärme vor, die sich gleichweit von akademischer „Objektivität" und virtuosenhafter Stillosigkeit hielt. Ich habe ihn immer für einen gesund empfindenden, geschmackvollen Musiker gehalten, war aber von der Abgeklärtheit dieser Leistung doch ehrlich überrascht.

Die uns in letzter Zeit recht geläufig gewordene russische Musik vertrat Dr. Michael Serbulow (Direktor der kaiserlichen Musikgesellschaft), als er neulich in der Singakademie einen Symphonieabend dirigierte. Er ließ uns neben der interessanten F-dur-Symphonie von Glazounow eine Tondichtung „Die drei Palmen" von A. Spendiarow hören, ein ganz von der Farbenfreudigkeit seiner Landsleute durchtränktes, sehr geschickt gemachtes Stück äußerlich malender Programmmusik, und endete mit einer der genialsten Instrumentationsstudien der jungrussischen Schule, dem vierfätzigen „Spanischen Capriccio" von Rimsky-Korsakow. Unsere braven Philharmoniker spielten mit dem Temperament einer Zigeunerkapelle und konnten sich mit dem Dirigenten in die Ehren des Abends teilen. Langweilig wirkte nur das Cellokonzert in A-moll von Rubinstein, ein abschreckendes Beispiel ödester Musikmacherei ohne jede Erfindung und obendrein jammervoll instrumentiert. Ein junger Cellist, Dr. Sergei Barjansky, zeigte im Solopart eine weit entwickelte Technik; er muß sich nur das Draufgängertum abgewöhnen und seinen Tone, dem es nicht an Größe, aber häufig an Vornehmheit und in den höheren Lagen auch an Reinheit fehlt, unter Beobachtung guter Vorbilder noch mehr Pflege angedeihen lassen.

Wenig unterhaltend verlief der Abend, an dem Hermann v. Glenck am Pult der Philharmonie stand. Er dirigierte, ein ruhiger und scheinbar feinfühliger Musiker, wie das Orchester spielte; das war gewiß nicht schlecht, aber uninteressant. Vielleicht hätte sich der Dirigent trotzdem einer günstigeren Stimmung gegenüberbefunden, wenn er nicht Novitäten wie die geistlose „Rapsodie Espagnole" von Ravel und den geschmacklosen „Carmen-Walzer" von Szantó aufs Programm gesetzt hätte.

Zwei Kammermusikkonzerte trugen ausgesprochen nationales Gepräge. Im Choralionsaal fand der zweite der von der Botschaft protegierten französischen Abende statt. Es galt diesmal der Kunst Cesar Francks. Ich hörte die Violinsonate in A, von Eugène Ysaye und dem talentvollen Paul Goldschmidt ganz ausgezeichnet vorgetragen, und einige Lieder, die eine Madame Swinton teils zum Klavier, teils mit der Begleitung von Orgel, Cello und Harfe sang. In der Sonate genoß man den echten Franck, den großen Könner und geistreichen Pionier der neuen französischen Musik, dem Ysayes Interpretation das rechte Verständnis erschließt; in den Liedern empfand man einen merkwürdigen Abstand. Das klingt süßlich und unoriginell, beinahe gewöhnlich. Zur Ausführung des Klavierquartetts in A-moll vereinigten sich dann mit den Genannten die Herren Siegel, Birnbaum und Loevensohn.

Die Herren Karl und Fridolin Klingler, Rywkind und Williams, denen sich noch als zweiter Bratschist Fritz Rückward gesellte, vertraten demgegenüber den deutschen Kammerstil. Nicht als Kritiker kam ich in ihren dritten Abend, sondern aus privatem Interesse, um mich an dem mir so lieben C-dur-Quintett Beethovens (op. 29) zu erfrischen. Aber was ich erlebte, war zu wundervoll, als daß ich hier nicht von erzählen sollte. Das klang so wohlig und gesund, so aus einem Gusse, so natürlich empfunden, abgeklärt und doch voll jugendlicher Begeisterung, daß ich lange in meinen Erinnerungen zurückgehen muß, um auf einen ähnlichen Eindruck zu stoßen. Ohne viel Wesens von sich zu machen, haben die vier jungen Künstler, von denen ich nächst dem Primgeiger den Cellisten wegen seines vornehmen Tones am meisten schätze, die vielumworbene Nachfolgerschaft des Joachim-Quartetts angetreten. Die bestimmende Individualität ist, wie es sich gehört, Karl Klingler. Er hat das, worauf es ankommt, und was mit Worten schwer zu sagen, klar erfaßt; wenn man die Augen schließt, könnte man manchmal glauben, Joachim selber zu hören. Das Klingler-Quartett wird, wenn das Zusammenspiel in solcher Weise weiterentwickelt wird, bald allen anderen den Rang abgelaufen haben.

Noch sind einige Solistenkonzerte zu verzeichnen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Teresa Carrenos Klavierabend nahm den gewohnten erfolgreichen Verlauf, wenn auch ihr Programm etwas reichlich bunt und in der Zusammenstellung dreier Chopinscher Gaben nicht gerade glücklich war. Ich wählte mir die Waldstein-Sonate Beethovens, die sie wie alle klassische Musik mit bewußter Zurückhaltung gibt und in milde, ich möchte sagen weibliche Beleuchtung rückt. Gerade das interessierte mich, weil es etwas Eigenes ist, und weil mancher seine Zug das Bild belebte, nachdem eine gewisse Sprödigkeit und Kühle im ersten Satz überwunden war. — Der Pianist Harold Bauer gilt mit Recht als eine Persönlichkeit am Klavier. Er kann, wie wir aus Erfahrung wissen, in großem Zuge und mit kraftvollem Ausdruck gestalten. Auch soll er neulich Mozart besonders schön gespielt haben. Ich hatte kein Glück, als ich auf seine Chopin-Nummern (Es-moll-